

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

POLITIK, Leitartikel

Deutschlands Krieg

Die Bundeswehr muss in Afghanistan bleiben. Aber wie soll sie den Kampf gegen die Taliban führen? Und wie lange noch?

Josef Joffe

Fangen wir von hinten an, beim »Warum«. Selbst Oskar »Sofort raus« Lafontaine kann die schlichten Wahrheiten nicht zerlegen, die den Einsatz in Afghanistan begründen. Die Taliban hatten ihr Land an die Qaida vermietet. Von dort kam der Terror, lange vor »9/11«. Er darf das Unglücksland nicht erneut pachten, dann die Tentakel nach Pakistan ausstrecken, wo sich Polit-Pathologie und Bombe zum gefährlichsten Gebräu auf Erden vermengen. Es ist besser, den Terror an seiner Quelle zu bekämpfen; Peter Struck hatte recht mit der Hindelang-Hindukusch-Verkettung. Und wenn Abzug und Chaos die Nachbarn - Russland, Iran, Indien - zum Eingreifen animieren? Es gilt auch das Abschreckungsprinzip. Dies ist kein »Kampf der Kulturen«, wie Lafontaine wähnt, sondern eine Machtprobe, die der Terror nicht gewinnen darf. Denn Siege schärfen den Appetit.

Das sind kalte realpolitische Interessen, die die Seele aufrauen, aber sie sind nicht falsch. Nur haben die Deutschen bis Freitag geglaubt, sich als Brunnenbauer im ruhigen Norden den moralischen Kosten des Krieges (ja, es ist Krieg) entziehen zu können. Eine »gute« Seite aber hat die Tanklaster-Tragödie doch: Der Selbstbetrug ist geplatzt, die Nation muss sich ehrlich machen. Was sind uns legitime Interessen wert - an Blut und Gut, dem eigenen, aber auch dem unserer Schutzbefohlenen? Wie lange halten wir es durch? Wie

wahrscheinlich ist der Erfolg?

Zum Ehrlichmachen gehörte die überfällige Bundestagsdebatte am Dienstag, die im Zeitalter des Ungefährn (nichts sagen, was Stimmen kosten könnte) zur Sternstunde geriet. Sie haben alle ernsthaft, durchdacht und demagogiegebremst geredet: Merkel, Steinmeier, Westerwelle, selbst Lafontaine. Machen Sie es zur Routine, möchte man ihnen zurufen, dann wird »Politikverdrossenheit« zum Unwort.

Doch ist die Antwort auf das »Warum?« der leichteste Teil. Entscheidend in Interventionskriegen des 21. Jahrhunderts sind das »Wie?« und das »Wie lange?«. Churchills Spruch gilt nur noch für den reinen Verteidigungskrieg: »Wir werden an den Stränden gegen sie kämpfen, in den Feldern, Bergen und Straßen und werden nie aufgeben.« Ohne Wenn und Aber.

In Kriegen wie Afghanistan ist nichts klar: weder die Front (es gibt keine) noch der Feind (er trägt keine Uniform und versteckt sich hinter Zivilisten), noch der Auftrag (Aufbauhilfe, Polizistenausbildung, Töten?), noch das Ende (wann ist es genug?). Hinzu kommt die Sensibilität der Demokraten, die nach dem Luftangriff Unbehagen, ja Abscheu zeugte: Jeder Tote zählt, ob der eigene Soldat oder der andere.

Gute Absichten, böse Folgen; das

ist das mörderische Dilemma aller demokratischen Kriegführung, das die Taliban bedenkenlos nutzen: Im Krieg der Bilder ist ein toter Zivilist in ihrem zynischen Kalkül so gut wie ein toter Nato-Soldat. Für die Gegner des Einsatzes ist die Sache einfach: Wer nicht kämpft, bleibt sauber, also raus! Wirklich? Keiner hat die Qual besser umrissen als Merkel: »Die Folgen von Nichthandeln werden uns genauso zugerechnet wie die Folgen des Handelns.« Steinmeier sekundiert: »Wir sind nicht kopflos hineingestolpert, deswegen dürfen wir jetzt nicht kopflos hinausstolpern.«

Richtig, aber wie weiter, wie lange noch? Auf der taktischen Ebene ist die Antwort abermals einfach: Wo sich Kämpfer und Zivile mischen, ist selbst eine Präzisionsbombe wie die GBU-38 verheerend; also »Nein!«. An die amerikanischen Freunde, deren Piloten in den F-15 bei der diffusen nächtlichen Gefechtslage hätten abdrehen können: Bitte etwas weniger Hohn im Nachhinein. Wie heißt es doch in der Direktive des Isaf-Chefs McChrystal? Der taktische Gewinn sei abzuwägen gegen die »Kosten ziviler Opfer«.

Auf der operativen Ebene: Skepsis verdienen die Parolen, wonach der Krieg nicht zu gewinnen sei. Erstens weil die Hiobsbotschaften der US-Generalität den Kongress ermuntern sollen, zusätzlich 40000 Mann für Afghanistan zu gewähren. Zweitens: Wo die Koalitionäre gut vorbereitet in den Kampf zogen, haben sie die Taliban geschlagen.

Quelle: Die Zeit

© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG

Wie lange? Trotz Wahlkampf zeugte die Bundestagsdebatte von hohem Realismus. Von den Parteien der Mitte - Union, SPD, FDP -, die vier Fünftel der Wähler vertreten, hat keine weniger als fünf Jahre zu bieten gewagt. Fünf Jahre sind ein faires Angebot an Karsai: weder Blankoscheck noch Pistole auf die Brust. Doch die stumme Botschaft ist klar: Wenn die Afghanen ihr eigenes Land nicht retten wollen, wird der Westen zum Besatzer, und dann heißt es goodbye.

Schon heute aber muss der Westen über die Grundsatzfrage nachdenken. Demokratien mögen nur Kriege, die kurz, unblutig und siegreich sind - jedenfalls wo die Bedrohung indirekt und weit weg ist. Der Westen, auch Amerika, agiert am liebsten wie eine Feuerwehr: Hin mit Sirenengeheul, Tür einschlagen, Feuer löschen, weg.

Die heutigen Ordnungskriege aber erfordern das Temperament einer Polizeitruppe. Die muss bleiben und

bleiben, um die Übeltäter abzuschrecken und der Bevölkerung Sicherheit zu vermitteln. Das funktionierte in Kolonialzeiten, aber das können, wollen wir nicht mehr. Drum prüfe beim nächsten Mal, wer sich militärisch bindet. Die Scheidung wird stets schmerzhaft sein, und wie im richtigen Leben werden beide Seiten hinterher nur selten glücklich sein.